

Gottesdienst als Befähigung zum Weltdienst — Weltdienst als Auftrag des Gottesdienstes

Karl-Heinz Crumbach, Innsbruck

Wir leben in einer Welt von Formeln, von schlagwortartig in die Diskussion geworfenen Imperativen und von geschickt formulierten Denkmodellen. Wer es versteht, in einem griffigen Satz eine These in die Welt zu setzen, hat damit eigentlich schon die erste Runde im Kampf um seine These gewonnen. Eine solche These ist auch in dem immer wieder gehörten Wort vom „Weltdienst“ des Christen gegeben. Die tiefe, vielleicht lange Zeit zu wenig gesehene Wahrheit des hier sich äußernden christlichen Auftrags ist sicherlich ein Stigma der modernen Spiritualität¹. Ist aber damit die ganze christliche Spiritualität umschrieben? Das Schlagwort hat die innere Tendenz, es uns nahezulegen!

Halten wir dagegen einen Satz aus der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanums, in dem das eucharistische Opfer „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“² genannt wird. Tut sich hier nicht eine völlig andere Welt auf? Ist da nicht von „Gottesdienst“ statt von „Weltdienst“ die Rede? Wo liegt also der „Höhepunkt“ des christlichen Lebens: im „Gottesdienst“ oder im „Dienst an der Welt und am Nächsten“? Diese Frage bewegt heute viele. Theoretisch, theologisch läßt sich darauf wohl antworten, lassen sich beide miteinander zur Einheit bringen. Aber im Tun fallen sie, gerade heute, oft auseinander; jeder macht die Erfahrung der eigenen Hilflosigkeit, wenn er die organische Einheit von „Gottesdienst“ und „Weltdienst“ zu vollziehen sucht.

Unsere kurze Besinnung kann natürlich keine Patentlösung bieten. „Lösungen“ in diesen Lebensfragen sind immer die Frucht eines ganzen Lebens und nicht nur theoretischer Einsichten. Aber vielleicht kann eine Besinnung doch dazu verhelfen, das Reifen der Frucht zu erleichtern und die innere Einheit unseres christlichen Lebens erneut zu Bewußtsein zu bringen.

Wir wollen von einer Grunderfahrung ausgehen, die der Christ macht, wenn er (selbstkritisch) versucht, seine Arbeit in der Welt als den Vollzug seines Christseins, das heißt als liebenden Dienst zu verwirklichen. Es ist die Erfahrung unserer Selbstbezogenheit, daß wir uns immer wieder in

¹ Man braucht nur die Texte des II. Vatikanum daraufhin durchzusehen.

² Art. 11.

uns selbst verschließen, eine Erfahrung, die unseren „Gottesdienst“ in der Welt (vgl. Röm 12, 1) verhindert, umbiegt und zu einem Dienst an uns selbst werden läßt. Dies übersehen oder verschweigen hieße einem allzu billigen und platten Optimismus der „Weltfrömmigkeit“ zum Opfer fallen. All unsere Rede vom christlichen Dienst in der Welt wäre dann nur eine Ausflucht; die unerläßliche Frage, wie es denn um unser christliches Leben bestellt sei, würde durch eine willkommene und angenehme Ideologie beruhigt und schließlich eingeschläfert. In Wirklichkeit brauchen wir nicht lange zu suchen, um unsere spröden und verhärteten Gewohnheiten, Haltungen und Vorurteile, um die Eigensucht und Trägheit unseres Lebens zu sehen. Müssen wir nicht traurig und beschämt sagen, daß es mit unserem „Dienst“ nicht allzu weit her ist, daß wir unsere selbstsüchtige Enge deutlicher erfahren als das Wachsen unserer Liebe?

Woher das kommt, hat der Apostel Paulus in tiefer Weise, als Frucht eigener Erfahrung und im Licht der Begegnung mit dem gekreuzigten Herrn, gedeutet. Wohl erfährt der Mensch den Willensanspruch Gottes in seinem Herzen. Dieses „Gesetz“³, wie Paulus es nennt, ist ursprünglich die gute und liebende Weisung Gottes, die der Schöpfer dem Menschen zum Leben gab. Aber Gottes Willensanspruch trifft konkret, in der tatsächlichen heilsgeschichtlichen Situation, immer schon auf jemand, der durch die selbst- und eigenmächtige Bezogenheit auf sich – Paulus nennt es „Sünde“ – beherrscht wird. Dadurch aber löst das Gesetz den Menschen nicht wirklich von sich ab und weist ihn nicht in den Willen Gottes hinein, sondern bindet ihn nur noch mehr an seine Ichbezogenheit. Das Gesetz Gottes wird „Gesetz“ des Menschen, Instrument seiner Selbst- und Eigenmächtigkeit, durch das er sich verfestigt als „Selbst-leistender und Selbst-gerechter“⁴.

In Jesus Christus gelangt nun die ursprüngliche Intention des Gesetzes, gute Weisung Gottes zu sein, wieder in ihr altes Recht, aber auch zu ihrer Vollendung. Jesus erfüllt durch sein Leben und Sterben den ganzen Willen Gottes mit den Menschen. Jetzt erst wird dieser Wille für den Menschen wieder neu hörbar als eine Möglichkeit, der der Mensch sich verschlossen hatte und die er von sich aus nicht mehr eröffnen konnte.

Diese Gedanken, die Paulus angesichts der Gesetzesproblematik des Alten Bundes entwickelt und mit denen er seine Gemeinde warnt, nicht mehr „aus dem Gesetz“ zu leben, gelten auch uns. Denn was Paulus „Gesetzesgerechtigkeit“ nennt, ist eine bleibende Bedrohung jedes Christen. Wenn wir uns bemühen, den Willen Gottes in der Welt zu erfüllen, so

³ Im folgenden halten wir uns an H. Schlier, *Der Brief an die Galater*. Göttingen 1962, S. 176–188.

⁴ Ebd. S. 184.

sind wir auch nach unserer Erlösung durch Jesus Christus immer in Gefahr, zurückzufallen in selbstmächtige Bindung an uns. In dieser Erfahrung sind wir mit Paulus solidarisch. Er sah deutlich wie kein anderer, wie der Christ bedroht ist von der Möglichkeit, den Herrn zu verfehlen. Paulus, der restlos ergriffen ist von der Wirklichkeit Jesu Christi, zeigt uns, daß alles christliche Leben – somit auch der „Weltauftrag“, der an uns ergeht, und der Dienst an der Welt – nur zu verwirklichen ist in engster Bindung an Jesus und seine rettende und befreiende Tat. Das ist für ihn das „Grundgesetz“ christlicher Existenz, das all unser weiteres Tun als Christen bestimmen muß, wenn dieser Name kein leeres Wort sein soll.

Entscheidend für unsere Frage ist nun, wie die Bindung an den Herrn, auf die Paulus uns hinweist, näherhin aussieht. Christus hat durch seine Selbsthingabe an den Willen des Vaters eine Bewegung in Gang gebracht, in der sich für alle Menschen eine, *die* neue Möglichkeit der Lebensverwirklichung nach dem Willen Gottes eröffnet. Die Hingabe, die Sein Leben und Sterben bedeutete, ist eine bleibende Wirklichkeit für die Welt geworden, die den Aufbruch der Welt zu ihrem letzten Ziel, das Gott selber ist, möglich machen und vollenden will. So können wir mit Recht mit H. U. v. Balthasar sagen, daß der Tod Christi das „objektive Apriori“ der christlichen Existenz ist. Die Taufe des Menschen in den Tod Jesu hinein ist der Beginn und die grundsätzliche Ermöglichung christlichen Lebens.

Was geschieht nun in der Feier der Eucharistie, die ja Mitte und Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes darstellt? *Ein* Element der Eucharistiefeier ist das Hören auf das Wort Gottes, das dem Menschen gute Nachricht bringt und ihm einen neuen Horizont seiner Existenz eröffnet. Wer in jener Offenheit, die Gottes Botschaft ermöglicht, auf dieses Wort hört, und es nicht doch wieder in sein sündiges Selbstverständnis einordnet, wird von ihm in Frage gestellt, aber zugleich von der sünd-verhafteten Antwort befreit. Denn das Wort des sich dem Menschen mitteilenden Gottes besagt in seinem Kern immer und überall Jesus, der sich total für uns hingegeben hat. Es wird vor allem dort zu unerhörter Wirklichkeit, wo der Herr selbst sich zur Speise gibt. Durch die Übermacht seiner einmaligen Liebe wird der Schwerpunkt unserer Existenz ganz in ihn hineinverlagert. Y. Congar nimmt die augustinische Lehre auf, daß die *natürliche* Speise vom Leib des Menschen „assimiliert“ werde, daß es aber die Eigenart des *eucharistischen* Brotes sei, den Empfänger sich zu assimilieren und zu sich, dem anwesenden Herrn, hinzuziehen⁵. Der Herr gibt sich in die Hände der Sünder. Das ist das unableitbar Erste. Aber indem er sich uns gibt, hat er

⁵ *Esquisses du Mystère de l'Eglise*, Paris 1953, S. 110.

uns schon radikal in seinen Anspruch genommen. So wird das Geschehen der Liturgie in Wort und Sakrament zur befreienden Tat Gottes an uns und macht uns zu Christen. Hören wir wiederum Paulus: „Sooft ihr dieses Brot eßt und den Becher trinkt, *verkündet* ihr den Tod des Herrn, bis er kommt“ (1 Kor 11, 26). Dieses „Verkünden“ ist kein Sagen mit bloßen Worten, sondern mit unserer ganzen Existenz. Damit wird deutlich, daß die Eröffnung und Erweckung des christlichen Lebens nicht nur für uns geschieht, sondern auch für die Welt. Das Ereignis, das wir in der Liturgie feiern, die Wirklichkeit, die uns zuteil wird, ist auf das „Leben für die Welt“ hingeordnet. Wir werden uns selbst genommen und in die Dynamik einer unerhörten Hoffnung hineingestellt – für uns und für die ganze Welt, „bis er kommt“ und wir ganz bei Ihm sind. So wie wir aus unserer selbstbezogen-selbstmächtigen Vergangenheit herausgerissen werden in die Bewegung auf Gott hin, so will Christus auch, daß wir uns selbst überschreiten auf die Welt hin und uns im Dienst an sie verbrauchen. Die Einheit von beidem – mit Ihm vereint zu werden und zum Dienst an der Welt befähigt zu werden – ist in Wahrheit seine neue „Gerechtigkeit“, die er uns gewährt und zuweist als das rechte Verhältnis zu Ihm. Diese „Gerechtigkeit“ ist aber kein Vertrag, der ein für allemal die gegenseitigen „Rechtsverhältnisse“ umschreibt, sondern der unbequeme aufrüttelnde Geist Gottes, der uns nicht ruhen läßt, sondern uns in angespannter Wachsamkeit hält für immer wieder neue Möglichkeiten, welche die stets neue und nie erahnte Hoffnung uns gewährt. Diese „Gerechtigkeit“ ist treibende Kraft und Ziel unseres Christseins, die uns über uns selbst hinausweisen in Richtung auf Ihn, den Herrn und Vollender der Welt.

Das christliche Leben ist von vornherein gekennzeichnet durch die unaufhebbare Dialektik zwischen der „ausdrücklichen“ Begegnung mit dem Herrn in Wort und Sakrament und dem Dienst an den Mitmenschen und der Welt. Man darf diese Spannung weder auflösen in sakramentalistische und kultische Selbstgenügsamkeit noch in eine Form von Weltfrömmigkeit, die sich autonom verstehen will. Das besagt allerdings auch, daß beide Pole beides schon in der Wurzel enthalten müssen: Die Liturgie muß in ihrem Grunde schon geprägt sein von der Beziehung zum Weltgottesdienst, und die „Weltfrömmigkeit“ muß schon in ihrer Wurzel „geistliches Leben“ sein. Damit ist eine Aussage erreicht, die dem Verständnis der frühen Christenheit genau entspricht: Sakramentales Leben wurde ursprünglich als das ganze Leben des Christen verstanden⁶.

Eine Weltfrömmigkeit, die sich daher dispensiert glaubt von der immer neuen Begegnung mit dem Herrn, auch in der Liturgie, wäre in Gefahr,

⁶ Vgl. J. Sudbrack, *Vom Geheimnis christlicher Spiritualität*, in: GuL 39 (1966) 22–44, bes. S. 37.

das Verhältnis zu Christus auf eine glatte, ein für allemal bestimmte Formel zu bringen, die es nicht gibt. Das Verhältnis zu Ihm bestimmen nicht wir, sondern kommt von Ihm her, immer neu sich gewährend, auf uns zu. Das Geheimnis des christlichen Lebens ist im Grunde das Geheimnis Jesu Christi selbst: Er ist der *eine* Herr, der uns mit sich vereint, indem er uns in sein eigenes Dasein-für-die-Welt stellt, und der uns in die Welt sendet, indem er uns mit sich vereint. Ja, man kann vielleicht sagen, daß diese Polarität des Christseins die Dynamik des Gesprächs mit dem Herrn selbst ist. Innerhalb dieser lebendigen Begegnung ist die Weltfrömmigkeit nur ein Entwurf, der nur dann legitim ist, wenn er nicht eine selbst- und eigenmächtige Gestaltung des Verhältnisses zu Ihm sein will und den Mut hat (der ihn allein christlich macht), sich immer wieder selbst aufzugeben, hinein in das Geheimnis der Begegnung mit Seinem Wort und Leib. Vielleicht ahnen wir, wenn wir dies überdenken, ein wenig mehr, inwiefern das eucharistische Opfer für uns alle „Quelle“ und „Höhepunkt“ des christlichen Lebens sein könnte. Hier werden wir wieder real offen für Gott und die Menschen, wird uns immer neu die Zukunft gewährt, die letztlich Er selbst ist. Er bricht die festgefahrenen Fronten und verhärteten Haltungen immer wieder auf, wenn wir uns nur unter die Kritik Seines Wortes stellen und Ihn als freimachendes und ermächtigendes Wort zur Speise nehmen. Hier wird der „Gottesdienst“ der Eucharistie zum „Welt-dienst“, und der „Weltdienst“ des Lebens zum „Gottesdienst“.

Vom „Geist des Ursprungs“ der Gesellschaft Jesu¹

Nachkonziliare Überlegungen zur Erneuerung des Ordenslebens

Johannes Günter Gerhartz, Frankfurt/Main

„Der Geist der katholischen Kirche ist in dieser Weltstunde weithin dadurch gekennzeichnet, daß er radikal sein will, das heißt wurzelhaft, zu den Ursprüngen hin denkend; daß er deshalb alle mehr oder minder selbstverständlich dahinlebenden Verwirklichungen auf ihren Ursprungsgehalt, ihre evangelische Echtheit hin befragt und durchleuchtet. Die Fragen gehen aufs Ganze“². Diese Bewegung hat auch die religiösen Gemein-

¹ Vortrag, gehalten auf dem Provinz-Symposion der Oberdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu am 18. Juni 1968.

² Hans Urs von Balthasar, in: *Wagnis der Nachfolge*, hrsg. von Stephan Richter OFM, Paderborn 1964, S. 9.